

Predigt studien

Perikopenreihe III
Erster Halbband

2020/2021

KREUZ

Predigtstudien

Predigtstudien

Herausgegeben
von Birgit Weyel (Geschäftsführung),
Johann Hinrich Claussen, Wilfried Engemann, Wilhelm Gräb,
Doris Hiller, Kathrin Oxen, Christopher Spehr
und Christian Stäblein

Im Jahr erscheinen zwei Halbbände.

Predigtstudien

für das Kirchenjahr 2020/2021

Perikopenreihe III – Erster Halbband

Herausgegeben

von Birgit Weyel (Geschäftsführung),

Johann Hinrich Claussen, Wilfried Engemann, Wilhelm Gräb,

Doris Hiller, Kathrin Oxen, Christopher Spehr

und Christian Stäblein

Redaktion: Martin Kumlehn

KREUZ

Darstellungsschema

A-Teil: Texthermeneutik

I Eröffnung

Was veranlasst zu einer Predigt mit diesem Text?

II Erschließung des Textes

Welche Überzeugung vertritt der Verfasser des Textes? Welche existenziellen Erfahrungen ruft der Text auf? Wie *versteh* ich heute den Text?

III Impulse

Was folgt aus meiner Textinterpretation für das Thema und die Intention der Predigt? Vorschläge für Predigt und Gottesdienst!

Werkstück Predigt

B-Teil: Situationshermeneutik

IV Entgegnung

Wo ich A *nicht* folgen kann! Was leuchtet mir ein? Was sehe ich kritisch?

V Erschließung der Hörersituation

Welche existenziellen Erfahrungen und exemplarischen Situationen habe ich bei meiner Predigt mit diesem Text im Blick?

VI Predigtschritte

Was folgt aus meiner Interpretation der Situation für das Thema und die Intention der Predigt? Vorschläge für Predigt und Gottesdienst!

Werkstück Predigt



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Kreuz in der Verlag Herder GmbH, Freiburg 2020
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-kreuz.de

Umschlagkonzeption und -gestaltung: wunderlichundweigand, Schwäbisch Hall
Satz: Arnold & Domnick GbR, Leipzig
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISSN 0079-4961
ISBN 978-3-946905-99-8

Inhalt

	Editorial	9
	Elke Rutzenhöfer	
	Homiletischer Essay	10
	Christopher Spehr	
	Heilige predigen?	
29.11.2020	1. Advent	16
	Sacharja 9,9-10: Zeichen für das, was nicht da ist	
	Doris Gräb / Wilhelm Gräb	
06.12.2020	2. Advent	23
	Jakobus 5,7-8(9-11): Warten ... Ein Thema nicht nur im Advent	
	Samuel Lacher/ Gerald Kretzschmar	
13.12.2020	3. Advent	30
	Lukas 1,67-79: Gelobt sei Gott!	
	Ralf Stroh / Doris Gräb	
20.12.2020	4. Advent	38
	1 Mose 18,1-2.9-15: Da kommt noch was!	
	Ulrike Wagner-Rau / Julia Koll	
24.12.2020	Heiligabend (Christvesper)	45
	Jesaja 11,1-10: Weihnachten, enthusiastisch zu feiern	
	Frank M. Lütze / Wilfried Engemann	
24.12.2020	Heiligabend (Christnacht)	52
	Matthäus 1,18-25: Gott mit uns	
	Johann Hinrich Claussen / Matthias Lobe	
25.12.2020	1. Weihnachtstag	58
	Jesaja 52,7-10: Können wir Gutes erwarten?	
	Ruth Poser / Kristin Merle	
26.12.2020	2. Weihnachtstag	65
	Hebräer 1,1-4(5-14): Vom himmlischen Thronsaal im finsternen Stall	
	Stefanie Wöhrle / Fabian Maysenhölder	

27.12.2020	I. Sonntag nach Weihnachten Lukas 2,(22-24)25-38(39-40): Missionarische Spiritualität Harald Schroeter-Wittke / Inge Kirsner	72
31.12.2020	Silvester 2 Mose 13,20-22: Wir gehen nicht allein Martin Kumlehn / Thomas Stahlberg	79
01.01.2021	Neujahr Philipper 4,10-13(14-20): Unabhängig machende Abhängigkeit Tobias Sarx / Jennifer Marcen	86
03.01.2021	2. Sonntag nach Weihnachten Lukas 2,41-52: Zunehmend Gott Angelika Obert / Anne Gidion	93
06.01.2021	Epiphania Jesaja 60,1-6: Mache dich auf! Albrecht Grözinger / Elisabeth Grözinger	100
10.01.2021	I. Sonntag nach Epiphania Römer 12,1-8: »Das Gute, das Wohlgefällige und das Vollkommene« Friedemann Maggaard / Kay-Ulrich Bronk	107
17.01.2021	2. Sonntag nach Epiphania Johannes 2,1-11: Sie haben keinen Wein mehr Stephanie Krause / Maximilian Baden	114
24.01.2021	3. Sonntag nach Epiphania Rut 1,1-19a: Die »Neue« Wiebke Köhler / Cornelia Coenen-Marx	121
27.01.2021	Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus Mt 10,26b-28(29-31): ... dass du nicht vergisst, was deine Augen gesehen haben! Johannes Greifenstein / Georg Raatz	128
31.01.2021	Letzter Sonntag nach Epiphania 2 Petrus 1,16-19(20-21): Augenzeuge(n) des aufgehenden Morgensterns im Herzen Tilman Fuß / Andreas Hinz	135

07.02.2021	Sexagesimae (2. Sonntag vor der Passionszeit) Lukas 8,4-8(9-15): Gott wird wachsen lassen Andreas Kubik-Boltres / Martin Zerrath	143
14.02.2021	Estomihi (Sonntag vor der Passionszeit) Jesaja 58,1-9a: Verzicht und Verschwendung Christof Jaeger / Margrit Wegner	150
21.02.2021	Invokavit (1. Sonntag der Passionszeit) Johannes 13,21-30: Kein Kuss für Judas Henning Theurich / Wibke Janssen	156
28.02.2021	Reminiszere (2. Sonntag der Passionszeit) Jesaja 5,1-7: Von Herzen wütend Christina Weyerhäuser / Sonja Beckmayer	163
07.03.2021	Okuli (3. Sonntag der Passionszeit) Epheser 5,1-2(3-7)8-9: Gott nachahmen – zwischen Licht und Finsternis Kathrin Sauer / Carolyn Decke	170
14.03.2021	Lätare (4. Sonntag der Passionszeit) Johannes 12,20-24: Sehnsucht nach der Sehnsucht Martin Vorländer / Ursula Roth	178
21.03.2021	Judika (5. Sonntag der Passionszeit) Hiob 19,19-27: Wissen – Verzweiflung – Gewissheit Hajo Petsch / Dieter Beese	185
28.03.2021	Palmarum (6. Sonntag der Passionszeit) Hebräer 11,1-2(8-12.39-40); 12,1-3: Wandern im Glauben Doris Hiller / Wiebke Bähnk	192
01.04.2021	Gründonnerstag Matthäus 26,17-30: Lebenstrotz und Hoffnungstrauen Hans-Martin Gutmann / Frank Thomas Brinkmann	200
02.04.2021	Karfreitag Jesaja 52,13-53,12: Gott verletzlich Helge Martens / Stephan Schaede	208
03.04.2021	Osternacht Matthäus 28,1-10: Jesu Auferstehung Nina Spehr / Senta Zürn	215

04.04.2021	Ostersonntag	222
	2 Mose 14,8-14.19-23.28-30a; 15,20-21: »singt dem herrn, der nie eine uniform trägt« Ralph Kunz / Thomas Schlag	
05.04.2021	Ostermontag	229
	Offenbarung 5,6-14: Das Buch des Lebens Heike Springhart / Ute Niethammer	
11.04.2021	Quasimodogeniti (1. Sonntag nach Ostern)	237
	Johannes 21,1-14: Der Alltag ist unterbrochen, der Herr ist da! Helmut Aßmann / Sven Petry	
18.04.2021	Misericordias Domini (2. Sonntag nach Ostern)	244
	Hesekiel 34,1-2(3-9)10-16.31: Hirte-Sein Heinz-Dieter Neef / Birgit Weyel	
25.04.2021	Jubilate (3. Sonntag nach Ostern)	251
	Apostelgeschichte 17,22-34: Gottes Geschlecht Sabine Kast-Streib / Markus Engelhardt	
02.05.2021	Kantate (4. Sonntag nach Ostern)	259
	Lukas 19,37-40: Schreiende Steine Friedrich W. Horn / Sebastian Feydt	
09.05.2021	Rogate (5. Sonntag nach Ostern)	267
	Jesus Sirach 35,16-22a: Vom Abheben und Ankommen Christian Nottmeier / Matthias Lemme	
13.05.2021	Christi Himmelfahrt	274
	Epheser 1,(15-20a)20b-23: Große Gefühle Simon Kuntze / Kord Schoeler	
16.05.2021	Exaudi (6. Sonntag nach Ostern)	281
	Johannes 7,37-39: Ach, diese Lücke! Astrid Kleist / Marcus A. Friedrich	
	Vergleichstabelle zur neuen Predigtperikopenreihe	289
	Perikopenverzeichnis	290
	Anschriften	291

Editorial

Nach zwölf Jahren beendet Wilhelm Gräb seine Tätigkeit als geschäftsführender Herausgeber der Predigtstudien. Am Ende eines längeren Telefonats über seine Arbeit erinnerte er an die Warnung Schleiermachers vor der »Wut des Verstehens«. Ich musste unwillkürlich lächeln, denn die leidenschaftliche Anwaltschaft für die Situation der Predigthörerin und des Predigthörers mutet bei Gräb durchaus bisweilen wütend an. Aber diese Anmutung täuscht.

Wer Wilhelm Gräb liest und hört, weiß, dass er wie Schleiermacher auf die Selbsteindrücklichkeit des Sinnhaften setzt. Das tut er als Homiletiker in der Tradition Ernst Langes, ja, spätestens mit seiner Predigtlehre von 2013 ist er *der* Sachwalter des Begründers der Predigtstudien. Und das heißt: Text- und Situationsdeutung sind gleichbedeutend und bleiben die Richtschnur für jede Predigtvorbereitung. Nur wer sich in die situative Lebenswelt der Hörenden einfühlt *und* den biblischen Text dazu in Beziehung setzt, kann Relevanz der religiösen Rede erlangen. (Wie elementar die Frage der Relevanz ist, war selten so deutlich vor Augen wie im Coronajahr 2020.) Die dialogische Doppelstruktur, das Alleinstellungsmerkmal der Predigtstudien, hilft auch heute, eine biblizistische, existentialistische, psychologische oder wie auch immer geartete Verengung der Predigt zu vermeiden.

Wilhelm Gräb übergibt mit diesem Band die Geschäftsführung an die bisherige Mitherausgeberin Professorin Dr. Birgit Weyel, Tübingen. Der Verlag hat allen Grund, Wilhelm Gräb für sein lebenskluges, menschenfreundliches, ernsthaftes und dabei oft humorvolles Engagement für die Predigtstudien zu danken. Im nunmehr 53. Jahr ihres Bestehens sind sie so modern und lebensdienlich wie einst in einer Ladenkirche entworfen.

für den Verlag: Elke Rutzenhöfer

Christopher Spehr

Heilige predigen?

»Heilige« haben Konjunktur. Ob als Klimaaktivisten, Globalisierungsgegner oder Umweltikonen, Youtuber oder gar Virologen – Heilige sind wieder in. Sie beeindruckten, orientieren und überzeugen. Mehr noch: Moderne Heilige polarisieren, irritieren und rebellieren gegen bestehende Zwänge, wollen wachrütteln und etwas bewegen. Ja, sie setzen sich für die gute Sache ein und wollen die Welt retten. Je pointierter dies geschieht, umso attraktiver erscheinen sie. Die einen treten völlig seriös und mit stupendem Fachwissen auf, die anderen wählen halblegale Wege, um auf ihre Ziele aufmerksam zu machen. So unterschiedlich ihre Anliegen auch im Einzelnen sind, haben sie doch etwas gemeinsam. »Heilige« sind medial. Ihr Reden und Handeln wird durch die digitalen Medien gekonnt in Szene gesetzt. Sie sind auf Facebook, Twitter, Youtube oder Instagram unterwegs und erreichen wie Greta Thunberg Millionen Follower. Ihre Auftritte und Aktionen sind öffentlich und können live im Stream verfolgt werden. Egal, wo man sich gerade auf der Welt befindet. In Sekundenschnelle liken oder dislikten die Anhängerinnen und Anhänger das Ereignis, so dass die Zustimmung zähl- und messbar wird. Die Follower lassen sich begeistern und stilisieren ihre Vorbilder zu herausgehobenen Menschen. Sie himmeln sie geradezu als Stars an und glauben ihnen. Weil die Akteure sich zudem für eine gute oder vermeintlich gute Sache engagieren, sind sie für viele Anhänger so etwas wie Heilige. Großartig, verehrungswürdig und nachahmenswert.

Längst haben die Heiligen des 21. Jahrhunderts ihren Platz in den Predigten gefunden. Engagiert werden ihre Haltungen vorgetragen und ihr Vorbildcharakter den Hörerinnen und Hörer vor Augen gemalt. Waren es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Menschen wie Mutter Theresa, Mahatma Gandhi, Martin Luther King oder Ernesto Cardenal, die in sozialdiakonischer oder befreiungspolitischer Zuspitzung als Referenzgestalten herangezogen wurden, dominieren heute Menschen wie Greta Thunberg, Luisa Neubauer, Rezo und andere. Jetzt sind es die Parteienkritiker, Klimaaktivisten, Umweltikonen, Globalisierungsgegner, Veganer und Bienenretter, die von Predigerinnen und Prediger in den Mittelpunkt gerückt werden, um die Gemeinde wachzurütteln. Nicht selten geschieht dies im Duktus gesetzlicher Moralisation mit dem Ziel, bei den Zuhörerinnen und Zuhörern ein schlechtes Gewissen zu erzeugen. Doch ist das alles, wofür Greta und andere Aktivisten herhalten

müssen? Gibt es auch eine homiletische Funktion, die über den klischeehaften Einsatz und die klerikale Revoluzzermentalität hinausgeht?

Die Rede von besonderen Menschen in der Predigt hat Tradition. Mehr noch: Die herausgehobenen Menschen gehören von Beginn an zum christlichen Glauben dazu. Heilige Männer und Frauen begegnen in der Bibel, als Märtyrer oder besondere Bekenner in der Alten Kirche, als wundertätige Heiler oder wortmächtige Mahner im Mittelalter. Seien es Polykarp von Smyrna, Martin von Tours, Nikolaus von Myra, Benedikt von Nursia oder Bonifatius, Elisabeth von Thüringen und Franz von Assisi. Von ihnen und vielen anderen berichten legendarische Heiligenviten, welche zentraler Bestandteil der Hagiografie sind. Zudem dienten Heiligenfeste, Heiligenkalender und Heiligenbilder der liturgischen, katechetischen und frömmigkeitspraktischen Vermittlung. Für die Bekanntmachung und Entfaltung der Heiligen kamen folglich spezifische mediale Formen zur Anwendung, die jahrhundertlang Bestand hatten. Heilige und Medien gehörten und gehören folglich zusammen. Damals wie heute. Und auch in der Predigt des Mittelalters nahmen Heiligenerzählungen großen Raum ein. Durch sie konnte ethisches Verhalten oder wundersames Wirken veranschaulicht und die Hörerinnen und Hörer zum Staunen gebracht werden. Die Aufmerksamkeit war dem Prediger – ob als Gelehrter in Klöstern, als Missionsprediger auf dem Land oder als Volksprediger in den Städten – garantiert. Heiligengeschichten faszinierten, beeindruckten und regten zum Nachahmen an. Denn sie stellten den oder die Heilige als Vorbild im Glauben und Handeln dar – und zwar sowohl im Leben als auch im Sterben.

Ein paar kirchen- und theologiegeschichtliche Erinnerungen seien der Vollständigkeit halber noch hinzugefügt: Theologisch war es die Nachfolge Christi, die als Kriterium für eine besondere Gottesbeziehung und Heiligkeit gedeutet wurde. Durch das blutige Martyrium des gewaltsamen Todes oder durch das unblutige Martyrium des Bekenner (Confessor) bzw. Asketen avancierten sie zu Heiligen. Insofern trat zum Vorbildcharakter bereits früh die Verehrung der Märtyrer hinzu. Diese Verehrung wurde nicht nur biblisch begründet, sondern auch kultisch ausgestaltet. Die Gräber der Märtyrer entwickelten sich zu Wallfahrtsorten und die Leichname zu heiligen Reliquien, von denen, so glaubten die Menschen, Wunderkräfte ausgingen. Über den Märtyrergräbern wurden Kirchen errichtet oder, wenn ein Märtyrerbegräbnis nicht vorhanden war, neue Kirchen mit Reliquien ausgestattet. Die von der Heiligenverehrung abgeleitete Reliquienverehrung führte bald schon zu einer wundergläubigen Materialisierung, die in der Volksfrömmigkeit weite Verbreitung fand. Aufgrund ihrer Heiligkeit galten die Heiligen bereits seit dem 3. Jahrhundert als Fürsprecher bei Gott. In den folgenden Jahrhunderten wurde es immer attraktiver, sie als Fürbitter anzurufen.

Mit der Ausdifferenzierung der Lebensbereiche im Mittelalter ging auch die Funktionalisierung der Heiligen einher. Jetzt wurden ihnen Zuständigkeitsbereiche zugeteilt. Sie avancierten von Fürbittern vor Gott zu Schützern vor bestimmten Gefahren wie z. B. der Pest (wie Rochus und Sebastian). Einen unkontrollierten Zuwachs an Heiligen suchte die römische Kirche seit dem 9. Jahrhundert durch ein geregeltes Verfahren der Heiligsprechung einzudämmen und zum päpstlichen Alleinrecht zu erklären. Gleichwohl schuf die Volksfrömmigkeit eine Vielzahl an neuen Heiligen mitsamt spezifischen Verehrungsformen. Am Ende des Mittelalters erfüllten die kanonisierten wie auch die nichtkanonisierten Heiligen zahlreiche religiöse Aufgaben und prägten das Bild von Kirche. Dass sie nicht nur in den Predigten breiten Raum einnahmen, ist nicht verwunderlich.

Der Heiligenkult stieß aber auch auf Widerspruch. Bereits die Humanisten kritisierten die Materialisierung der Frömmigkeit. Die Reformatoren verstärkten diese Kritik, auch wenn Martin Luther, Philipp Melanchthon und andere die Heiligen nicht völlig ablehnten. Neben der Gemeinde als »Gemeinschaft der Heiligen« bzw. Gläubigen (Dritter Artikel des Glaubensbekenntnisses) rückten sie zwei Aspekte in den Mittelpunkt: die *Glaubensstärkung* und den *Vorbildcharakter*. Brennglasartig wird diese evangelische Interpretation in Artikel 21 der Confessio Augustana formuliert, welcher über den Dienst der Heiligen handelt. Zum einen solle man der Heiligen gedenken, damit der Glaube gestärkt werde. Zum anderen solle man sich ein Beispiel an den guten Werken der Heiligen nehmen und diese auf das eigene Verhalten übertragen. Im ethischen Bereich sollen die Heiligen folglich Vorbild für das persönliche Verhalten und Handeln sein. Rigoros abgelehnt werden hingegen die Anrufung der Heiligen, die Hoffnung auf Vermittlung bei Gott, die Schutzfunktion und der Verdienstgedanke. Mit der Reformation waren die Weichen gestellt: Die katholische Heiligenverehrung war in ein evangelisches Heiligengedenken umgewandelt worden.

Besonders im Luthertum blieb das Gedenken an zahlreiche altkirchliche und mittelalterliche Glaubenszeugen präsent, zu denen die Vorreformatoren John Wyclif und Jan Hus traten. Dass auch Luther selbst nach seinem Tod zum Glaubenszeugen stilisiert wurde, hatte nicht nur etwas mit der obrigkeitlich-gelenkten Gedenkkultur im Protestantismus, sondern auch mit frömmigkeitspraktischen Bedürfnissen zu tun. Die Monumentalisierung Luthers in Predigten und anderen Medien reichte von der Darstellung als Gottesmann und Propheten bis hin zum Wundertäter und Engel und nahm immer groteskere Züge an, die der Heiligenverehrung sehr nahekamen. Im 17. Jahrhundert wurde beispielsweise Luthers Sterbebett in Eisleben verbrannt, um den Wunderglauben zu unterbinden, ein Holzstückchen von Luther habe bei Zahnschmerzen heilende Wirkung.

Kehren wir mit diesen kirchenhistorischen Sensibilisierungen wieder zur Ausgangsfrage über die Funktion von herausgehobenen Personen in der Predigt zurück, so stellen wir fest: Auch heute werden in evangelischen Predigten großartige Menschen gewürdigt und ihre Taten als vorbildlich dargestellt. Zwar existiert zurecht eine gewisse aufgeklärte Skepsis gegenüber dem Begriff »Heilige«, zumal beim Begriff immer auch die römisch-katholischen Zuschreibungen mitschwingen, doch werden die modernen Glaubens- und Lebenszeugen nicht selten als genau solche präsentiert. Erinnerung sei für das 20. Jahrhundert neben den einführend Genannten an Albert Schweitzer oder Dietrich Bonhoeffer. Ein kurzes Aufblitzen des Namens während der Predigt weckt bei den Hörerinnen und Hörern in der Regel Zustimmung und verstärkt durch die Nennung einer »Autorität« die Predigtaussage. Dieses Namedropping wird häufig durch bekannte Liedverse oder weniger bekannte Kurztexte – nennen wir sie summarisch Zitate – ergänzt. Die Zitate beispielsweise aus Bonhoeffers »Von guten Mächten« oder Klaus-Peter Hertzschs »Vertraut den neuen Wegen« erzeugen bei den Hörerinnen und Hörern positive Emotionen und befördern ein binnenkirchliches Wohlbefinden. Jede inhaltlich noch so mäßige Predigt wird durch ein passendes Zitat eines quasi-Heiligen schmackhafter und zugänglicher. Allerdings werden diese Effekte in der Regel nur bei solchen Personen erzielt, die bereits bekannt sind.

In der Predigtvorbereitung sollte daher wohlüberlegt werden, welche Funktion der modernen Referenzgestalt oder dem traditionellen Heiligen zukommt. Genauer ist zu fragen: Was will ich mit der Nennung ausdrücken? Geht es nur darum, Aufmerksamkeit oder Zustimmung zu erzeugen? Will ich als Predigerin oder Prediger die Hörerinnen und Hörer mit der Nennung aufrütteln oder erbauen, zum Nachdenken bringen oder Resonanzen erzeugen? Soll es dabei eher um Glaubens- und Lebensstärkung oder um den Vorbildcharakter gehen? Für problematisch halte ich das unvermittelte Namennennen oder die summarische Aneinanderreihung von Referenzgestalten, welche zwar binnenkirchliches Kopfnicken hervorrufen, aber darüber hinaus unverständlich bleiben.

Wie bei einer Referenzgestalt so sollte auch beim Zitat einer Autorität nach dessen Funktion gefragt werden. Wähle ich es, weil es meine Lieblingsstrophe oder mein Lieblingsgedicht ist? Und ich es besonders schön finde? Oder eröffnet das Zitat einen neuen bzw. verstärkenden Gedanken sowie Räume existenzieller Erfahrung? Im Blick auf den Predigttext dürfte nach dem Mehrwert des Zitates, im Blick auf die Hörerinnen und Hörer nach den vitalen Erfahrungen gefragt werden, die das Zitat zum Klingen bringt.

Um profunde Hintergrundinformationen in der Predigt mitschwingen zu lassen, ist der Kontext der besonderen Person oder des Zitates zu berücksichtigen. Beruht die Person auf legendarischer Erzählung oder ist sie historisch bezeugt? Wann und wo trat der Heilige oder die Referenzgestalt auf? Was ist ihr historisches Umfeld? Handelt es sich um einen Gelehrten, um einen Märtyrer oder um einen besonders faszinierenden Menschen? Welcher Konfession oder Religion bzw. welcher theologischen oder weltanschaulichen Strömung ist die Person zuzurechnen? Bei einem Zitat sind zudem die Quelle sowie der Zusammenhang von Bedeutung. Durch die Recherche von Lebensdaten und kirchengeschichtlichen Hintergründen sollten irrtümliche Einordnungen oder unhistorische Akzentsetzungen vermieden werden. In der Predigt selbst genügen oft wenige Striche, um die Person oder dessen Zitat zu kontextualisieren.

Bisweilen wird das Thema »Heilige« auch vom Proprium des Tages vorgegeben, besonders dann, wenn es sich um einen »Gedenktag eines Märtyrers der Kirche« oder um einen »Gedenktag eines Lehrers oder einer Lehrerin der Kirche« handelt. Beide Formen ventilieren die traditionellen »Typen« von Referenzgestalten, Gelehrte, die durch ihre Theologie und intellektuelle Fähigkeit überzeugen, und Lebenszeugen, die durch ihren Glauben und Leben beeindrucken. Der unterschiedliche Grund des Gedenkens sollte sowohl in der liturgischen Ausgestaltung als auch in der homiletischen Zuspitzung berücksichtigt werden. Unabhängig vom Charakter des oder der »Heiligen« sollte reflektiert werden, warum und wozu das Gedenken stattfindet. Gibt es lokale oder persönliche Bezüge zur Referenzgestalt (z. B. Kirchenpatron, früherer Amtsinhaber vor Ort)? Ist es eine einmalige Veranstaltung oder ein wiederkehrendes Format? Und schließlich: Was soll durch das Gedenken erreicht werden? Eine historisch-distanzierte Memoria oder eine gegenwärtig-anverwandelte Erinnerung?

So herausfordernd die Verwendung von historischen oder modernen »Heiligen« in der Predigt auch ist, liegen in der behutsamen und wohlüberlegten Integration von Referenzgestalten gleichwohl homiletische Chancen. Natürlich sollte die historische Distanz z. B. zu den altkirchlichen Märtyrern bedacht und der »Heilige« als Mensch und gerade nicht als Übermensch erinnert werden. Aber durch das Wirken und das Schicksal von Personen können existenzielle Brücken zum Erfahrungshorizont der Hörerinnen und Hörer gebaut werden. Resonanzen können erzeugt und Modelle der Orientierung geboten werden. Theologische Inhalte können durch interessante Personen oder deren Zitate verlebendigt und veranschaulicht werden.

Mit historischer und homiletischer Sensibilität ausgestattet, bereichert die Einflechtung konkreter Lebensbilder oder einzelner Szenen aus dem

Leben eines Menschen die Predigt. Warum nicht mal eine Predigtreihe zu Glaubens- und Lebenszeugen halten? Neben den großen, oft männlichen Referenzgestalten könnten auch Frauengestalten, regionale Glaubens- und Lebenszeugen oder das Wirken einzelner, oft unbekannter Menschen bedacht werden. Die Geschichte, auch die kirchliche Zeitgeschichte, hält viele facettenreiche Persönlichkeiten bereit. Während des Corona-Lockdowns im Frühjahr 2020 wurde in der Bevölkerung beispielsweise den »Helden des Alltags« gedankt. Warum nicht über diese Menschen predigen, die es auch vor Ort in der Gemeinde gibt? Es müssen ja nicht immer Greta oder Bonhoeffer sein.

Heilige predigen? Aus kirchenhistorischer Perspektive ist die Antwort ein kontextuell-reflektiertes, aber beherztes Ja!

I. Advent

Sacharja 9,9-10:

Zeichen für das, was nicht da ist

Doris Gräb

I Eröffnung: Ein neuer Ton ist in der Welt

Tochter Zion, freue dich, jauchze laut, Jerusalem! – Inzwischen gehört es zu den beliebtesten Adventsliedern und zu den wenigen Chorälen in unserem Gesangbuch, die fast Volkslied-Charakter haben. Jerusalem, die Heilige Stadt, Symbol für Frieden und Heil und Glück, soll jauchzen und sich freuen. Und wir wollen es auch!

Das war nicht immer so. Im vorigen Gesangbuch, also bis zum Jahr 1994, war das Lied gar nicht abgedruckt. Mir war es bis dahin nur bekannt als vierstimmiger Satz aus Händels Oratorium »Judas Maccabäus« und vor allem bei den Posaunenchören beliebt. Und nun, unterlegt mit dem Text von Friedrich Heinrich Ranke, ist es der »Adventsschläger« schlechthin geworden. Ein jubelnder Klang im schneidigen Alla-Breve-Takt, inmitten der vielen Lichter und mit vertrauten Gerüchen umweht: So wird es Advent. Jetzt ist ein neuer Ton in der Welt.

Freut euch! Jauchzt! Es gibt genug Gründe zum Freuen! – Viele lassen sich anstecken. Ob sie am 1. Advent zum Gottesdienst und zum anschließenden Weihnachtsbazar auf den Kirchplatz kommen oder nicht: Da sind ja noch so viele andere Orte der Freude in dieser Zeit. Die Weihnachtsmärkte allüberall, zu denen man sich verabredet, um nett beieinander zu stehen und einen Glühwein zu schlürfen. Die Weihnachtsfeiern in den Schulen, in den Kindergärten, in den Betrieben. Die vielfältigen musikalischen Highlights in den Kirchen und in den Konzertsälen. Freut euch! Es wird anders werden in den kommenden Tagen und Wochen: Freundlicher, geselliger, friedvoller. Das ist zumindest die große Hoffnung, und manchmal geht sie ja auch ein wenig in Erfüllung.

II Erschließung des Textes: Ein Friedensbringer mitten im Krieg

Das Buch Sacharja (»Jahwe möge sich erinnern«) gliedert sich in zwei Teile, die unterschiedlich zu datieren sind: Die Kapitel 1–8 werden Protosacharja zugeschrieben, die Kapitel 9–14 Deuteriosacharja. Protosacharja tritt in einer Zeit auf, in der nach der Rückkehr der Exilierten der Grund-

stein für den neuen Tempel zwar gelegt, der Bau aber noch längst nicht abgeschlossen ist und sich die Hoffnungen auf ein neues, großartiges Israel und Jerusalem mitnichten erfüllt haben.

Dennoch: Die großen Hoffnungen kleidet er in sieben Visionen, die einen besonderen Spannungsbogen bilden und von dem Gott handeln, der seine Verheißungen für Jerusalem, für Israel, ja für die ganze Welt wahr machen wird.

Anders als Protosacharja ist Deuteriosacharja wesentlich später zu datieren. Die Hoffnung auf das große Heilsgeschehen findet sich in seinen Texten noch einmal gesteigert. Vermutlich hat Deuteriosacharja beide Teile redigiert und zu einem Ganzen zusammengefügt.

Der Auftakt in Kapitel 9 (V. 1–8) spricht von der Erwartung, dass Gott als »oberster Kriegsherr« die heidnischen Nachbarn bezwingen und den großen Frieden herstellen wird. Beachtenswert ist der Wechsel von der 3. zur 1. Person. In V. 9 f. ist dann von einem ganz anderen König die Rede. Gott wird ihn einsetzen, und er wird kein kriegerischer König sein. Ein Gerechter und ein Helfer wird er sein, ein Friedensbringer, demütig auf einem Esel reitend. Der Retter, der Erlöser, der Garant des Friedens und des Heils für Jerusalem und Juda, ja, für den ganzen Erdkreis wird er sein. Nicht ohne Grund sind diese beiden Verse nun auch die bekanntesten Worte des gesamten Sacharjabuches. Vor allem Matthäus, aber auch Johannes haben sie aufgenommen, um den in Jerusalem einziehenden Jesus von Nazareth als eben diesen Friedensbringer zu beschreiben.

Innerhalb des Sacharjabuches stellen sie eine Umkehrung aller Werte dar: Der Gott, auf den sie sich bislang in ihren Erwartungen auf eine gewaltsame Bezwingung der Nachbarvölker verlassen hatten, wird abgelöst von einem »king of peace amidst war« (Wolters, 255 ff.). Er ist »eindeutig eine zukünftige Gestalt« (Delkurt), der nicht nur Jerusalem, sondern der gesamten Welt Frieden bringen wird. Warum dieser Wechsel? Will Deuteriosacharja an den kriegerischen Erfolg nicht mehr so recht glauben und setzt deswegen auf einen ganz Anderen?

Wir werden diese Frage nicht beantworten können. Doch es wundert nicht, dass insbesondere Matthäus Jesus von Nazareth, den Bergprediger, den Mann des Friedens und der Liebe, mit Sacharjas Hilfe noch einmal deutlicher zu konturieren vermag. Demütig und gerecht, auf einem Esel, dem Zeichen für seine Friedfertigkeit, reitet er in Jerusalem ein, um sein Reich des Friedens auszurufen. Von diesem Frieden auf Erden haben die himmlischen Chöre doch schon bei seiner Geburt gesungen. Hier spricht der alte Text uns bis heute an: »Amidst war« – inmitten all der großen und kleinen Kriege in unserer Welt gilt es die kleinen Hoffnungszeichen wahrzunehmen, die auf den großen Friedensbringer für Jerusalem und den Erdkreis hinweisen. Das soll das Thema unserer Predigt am 1. Advent sein.

III Impulse: Erfüllte Sehnsucht

Tochter Zion, freue dich! – Die fröhlichen Dur-Akkorde im flotten Alla-Breve-Takt wollen gar nicht recht passen zu dem leisen König, der auf einem Esel daherkommt – auch wenn es im 3. Vers unseres Liedes dann immerhin heißt: »Sei begrüßet, *König mild!*« Auch Friedrich Heinrich Ranke, der Liederdichter, muss sich des Gegensatzes bewusst gewesen sein, zwischen Händels Musik, im Grunde eine Marschmusik, komponiert zur Huldigung des siegreichen königlichen Heeres – und der Friedensbotschaft des Textes. Hier spiegelt sich der Bruch, der auch das 9. Kapitel des Deuteriosacharja durchzieht. Es gilt, diesen Bruch auszuhalten. Die jubelnde Freude auf den Advent und die reale Situation, die allenfalls zu leisen Hoffnungen auf Erfahrungen des Friedens ermutigt.

»In der Advents- und Weihnachtszeit sind die Kirchen ›am dransten‹ an den Leib & Seele-Bedürfnissen vieler (eben nicht nur Kirchen-)Menschen«. So Matthias Lemme in den Predigtstudien zum 1. Advent 2015 (Lemme, 14). Dieser Beobachtung kann ich mich nur anschließen. Denn bei diesen Leib- & Seele-Bedürfnissen geht es zwar auch um Bratwurst und Glühwein. Es geht aber noch mehr um die Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit. Und es geht um den inneren Frieden des Mit-mir-und-meinem-Leben-Eins-Seins.

»Eine gesegnete Adventszeit« wünschen wir uns deswegen. Einen schönen 1. Advent wünschen uns sogar die Damen an der Kasse des Supermarkts. Und wir tun ja auch manches dafür, dass es gelingen mag. An jedem Morgen ein wenig Ruhe und ein paar friedliche Minuten mit dem Kalender »Der Andere Advent«. An jedem Abend eine adventliche Andacht vor den Häusern in unserer Gemeinde. Die Pfadfinder bringen das Friedenslicht von Bethlehem in viele Gegenden unseres Landes. An den unterschiedlichsten Spendenaktionen beteiligen sich jetzt mehr Menschen als sonst – denn es wollen alle, dass die Welt gerechter und friedlicher wird.

Und der große Friede, der bis an die Enden der Erde reichen soll? Von dem die Engel über den Feldern von Bethlehem gesungen haben und den der Papst an jedem Weihnachtstag medienwirksam urbi et orbi verkündet? – Er war zu Zeiten des Deuteriosacharja eine großartige Vision für Jerusalem und seine Nachbarn – mitten im Krieg – und daran hat sich bis heute nichts geändert. Und doch hat sich etwas geändert: Von jenem »milden Friedenskönig« können *wir* in den Evangelien hören und lesen. Seine Friedensbotschaft hat er mit seinem Leben und Sterben wahrhaftig gelebt, und sie wurde durch zwei Jahrtausende hindurch auch gepredigt und gehört. Sie ist nie verklungen, inmitten all der Kriege, die bis zum heutigen Tag geführt werden. Und manchmal beginnt sein Friedensreich sogar Wirklichkeit zu werden – »amidst war« – und unsere Sehnsucht geht in Erfüllung.

Vielleicht ähnlich, wie es Amos Oz in seinem Roman »Judas« beschreibt: Da lässt er den alten Gerschom Wald die Geschichte von einer Kreuzfahrerschar erzählen, »die sich in der Mitte des 11. Jahrhunderts von der Gegend um Avignon aus auf den Weg nach Jerusalem machte, um in ihr ... Seelenfrieden zu finden. Nicht nur einmal verirrt sie sich, nicht nur einmal litten sie unter Epidemien, unter der Kälte und dem Mangel ..., doch während der ganzen Zeit sahen sie das wunderbare Jerusalem vor sich ..., eine Stadt, in der es nichts Böses und kein Leid gab, nur himmlische Ruhe, von ewigem Licht des Erbarmens überflutet. So zogen sie weiter (...). Langsam sank ihre Stimmung ..., einige verschwanden nachts, andere wurden verrückt ..., je mehr sie ahnten, dass dieses ersehnte Jerusalem vielleicht keine Stadt war, sondern der Ausdruck ihrer Sehnsucht. Trotzdem zogen die Kreuzfahrer weiter, Richtung Jerusalem ..., bis sie an einem Sommerabend ... ein kleines Tal erreichten, ... mitten in einem Land, das heute als Slowenien bekannt ist. In ihren Augen war dieses Tal eine göttliche Oase, voller Quellen und Wiesen. Die Bauern des Dorfs machten einen ruhigen, gelassenen Eindruck (...). So kam es, dass die Kreuzfahrer ... beschlossen, diesem gesegneten Tal den Namen Jerusalem zu geben (...). Nachdem sie sich in diesem Jerusalem von den Strapazen erholt hatten, begannen sie, es mit eigenen Händen aufzubauen. (...) Sie nahmen sich die Mädchen des Dorfs zu ihren Frauen, sie bekamen Kinder, die in Jerusalem aufwuchsen und vergnügt im Jordan plantschten ..., die den Ölberg erklommen, hinunterliefen in den Garten Gethsemane (...). Und so leben sie bis zum heutigen Tag«, sagte Gerschom Wald, »ein reines Leben, ein freies Leben in der Heiligen Stadt im Gelobten Land, und das alles ohne Blutvergießen und ohne ständige Kämpfe mit Ungläubigen und mit Feinden. Sie leben in ihrem Jerusalem in Ruhe und Frieden« (Oz, 86 ff.).

Literatur: *Matthias Lemme*, Der Tag ist nicht mehr fern, in: *Predigtstudien II/1* (2015/2016), Freiburg im Breisgau 2015, 13–16; *Amos Oz*, Judas, Berlin 2019; *Al Wolters*, Zechariah, in: *Historical Commentary on the old Testament*, Leuven 2014.

Internet: *Holger Delkurt*, Sacharja/Sacharjabuch, in: *Wiblex*, abgerufen am 31.05.2020.

Wilhelm Gräb



IV Entgegnung: Der andere Advent

»Es könnte ja sein, dass dieses Jahr gar keine Adventsmärkte stattfinden.« Das musste ich A entgegenhalten, als ich mich Anfang Mai endlich an die Arbeit am B-Teil machte. »Das kannst du so nicht lassen! Du hast deinen A-Teil Ende Februar abgeschlossen, da war von dem allem noch nichts zu sehen.« – Anfang Mai spricht vieles dafür, dass es eine bruchlose Rückkehr in die Normalität unseres Adventserlebens zwischen Glühwein und Bratwurst, Lichterglanz, Weihnachtsoratorium und Liedersingen nicht geben wird. Wenn es so kommen sollte, was machen wir dann mit der adventskultursensiblen Predigtidee von A? Können wir trotzdem anschließen an die auf den Straßen und Plätzen, in den Häusern und Betrieben spürbare Adventsfreude? Wird die Gemeinde freudig einstimmen in das unserem Predigttext nachempfundene, von siegesgewisser Heilserwartung erfüllte Adventslied?

So wie in anderen Jahren wird es nicht sein! Entsprechend ging ich zunächst auf Distanz zu A. Diese Stimmungsmache greift nicht mehr! Der

Lichterglanz verbreitet bloßen Schein! Und vor allem, es steckt nichts religiös Gehaltvolles hinter all dem Budenzauber! Kein Warten auf Gott! Doch ehe ich mich weiter in den Sog dieser theologisch frustrierenden Zeitdiagnose ziehen ließ, kam mir in den Sinn, dass in diesem Jahr schon im April wieder Herrnhuter Sterne auf die Balkone gehängt und Kerzen in die Fenster gestellt wurden. Auch wir haben da mitgemacht. Wir wollten angesichts der Schockstarre, in die das ganze Land geraten war, ein Hoffnungszeichen setzen!

So kam es, dass ich der adventskulturkritischen Versuchung, die – entgegen meiner sonstigen theologischen Denkungsart – kurz in mir aufkeimte, erneut widerstand. Es ist einfach falsch, die lightsymbolische Inszenierung der Advents- und Weihnachtszeit gering zu schätzen. Gewiss, wir arbeiten nur mit den beschränkten und immer zweideutigen Möglichkeiten unserer Event-, Konsum- und Wohltätigkeitskultur. Aber wir sollten versuchen, darin doch auch ein religiös bedeutsames Zeichen zu erkennen. Gerade weil es so bescheidene und so zweideutige Zeichen sind! Unsere adventskulturellen Inszenierungen sind kein Ausdruck von Glück und Lebensfülle. Die Atmosphären und Stimmungen, mit denen wir uns in adventliches Erleben zu versetzen versuchen, verlieren sich in einem Hohlraum. Sie offenbaren eine Leere, die wir aus eigener Kraft nicht füllen können.

Genau dadurch aber sind die Lichter, die wir in dieser Zeit zum Leuchten bringen, Zeichen des Advents, Zeichen für das, was nicht da ist, aber umso sehnlicher erwartet wird! Zeichen dessen, was fehlt! Ausdruck der Sehnsucht nach Erlösung! In einem unserer Adventslieder mündet diese Erlösungssehnsucht geradezu in einen Schrei der Verzweiflung. Das Warten wird unerträglich lang. Keine Wende zum Guten ist in Sicht. »Wo bleibst du Trost der ganzen Welt, darauf sie all ihr Hoffnung stellt?« (EG 7, Strophe 4)

Auch wir halten das Warten nicht aus. Wir ertragen die Leere nicht. Deshalb stellen wir uns mit unseren Adventskerzen und den die Freude der »Tochter Zion« besingenden Liedern am liebsten mitten hinein in die Menschenmenge. Auch wir wollen dem auf einem Esel in Jerusalem einreitenden Jesus voll siegesgewisser Begeisterung zujubeln. Und manchmal meinen wir sogar, wie A sagt, wenigstens bescheidene Zeichen der Erfüllung unserer Sehnsucht zu erkennen.

V Erschließung der Hörsituation: Erlösungssehnsucht

Die aus dem babylonischen Exil Zurückgekehrten schauen zum Tempel hinauf. Dort, vom Berg Zion, auf dem Gott wieder Wohnung genommen hat, von dort muss uns Hilfe kommen. Es wird uns Gerechtigkeit wi-

derfahren und wir werden wieder in Frieden leben. Die den Weg hinauf nach Jerusalem säumenden Menschen schlagen Zweige von den Bäumen und streuen sie auf den Weg. Sie jubeln dem auf einem Esel in die Tempelstadt einreitenden Jesus zu. Er wird uns von der Gewaltherrschaft der Römer befreien und gerechte Verhältnisse schaffen!

Und wir? Wir hängen leuchtende Sterne auf die Balkone, stellen wärmende Kerzen in die Fenster und singen adventliche Lieder. Vor allem aber richten wir unseren sehnsuchtsvollen Blick auf Wissenschaftler, Politiker und Wirtschaftsführer. Es wird doch hoffentlich bald der rettende Impfstoff kommen! Wir brauchen jetzt einen, der klare Vorgaben macht und dafür sorgt, dass alle an einem Strang ziehen! Die Party ist vorbei! Jetzt kommt es auf die an, die Wege in eine andere Gesellschaft gehen! Wir können und dürfen nicht so weitermachen wie bisher! So viel *Erlösungssehnsucht* war im Grunde nie.

Sie geht in die verschiedensten Richtungen und sucht sich eine Vielzahl möglicher Erlöser. Keinem allein wird mehr zugetraut, dass er alle Probleme mit einem Schlage zu lösen imstande wäre. Dazu ist die moderne Gesellschaft zu komplex, differenziert sie sich zu sehr in verschiedene Funktionssysteme. Es erscheint von vornherein und völlig zu Recht als aussichtslos, dass das Ganze von einem Punkt aus und dann auch noch durch den einen Helden gerettet werden könnte. Nein, wir haben das Ganze nicht im Griff und kriegen es nicht in den Griff. Das Ganze der Gesellschaft nicht, das Ganze des eigenen Lebens nicht. Immer wieder geschehen Dinge, mit denen wir überhaupt nicht gerechnet haben und auch nicht rechnen konnten. Doch wir müssen damit fertig werden – und sehen oft nicht wie!

Wir dachten, wir hätten es geschafft, die Natur zu beherrschen, sie den Lebens- und Überlebensinteressen der Menschheit dienstbar machen zu können. Doch dann müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass wir selbst Teil einer immer wieder unberechenbaren Natur sind. Und schon beginnt die fieberhafte Suche nach Möglichkeiten, wie wir die totale Kontrolle zurückgewinnen können. Wir erschrecken über Schicksalsschläge, die uns treffen. Unsere Lebenspläne werden durchkreuzt. Sofort revoltieren wir dagegen. Es muss sich mir doch wieder ein Weg ins Offene zeigen. Ich will mich auch wieder freuen können.

Wo das Ganze in Frage steht, da kommt, so sollte man meinen, auch die Religion ins Spiel. Zuletzt wollte es allerdings so scheinen, als sei sie zu einer eher marginalen Größe geworden. Gott scheint nur noch für die »Gläubigen« wichtig, denen man unter genau beschriebenen Sicherheitsauflagen ab und zu Gelegenheit gibt, die für sie offensichtlich wichtigen gottesdienstlichen Versammlungen abzuhalten! Doch dieser Schein trägt. Auch wenn Kirchenvertreter nur selten in den Talk-Shows vorkommen, »Gott« ist ein Wort unserer Alltagssprache, gerade dann, wenn es ums Ganze geht. »Oh mein Gott!« »Ach Gott, ach Gott!« Oder

auch nur, immer leiser werdend, »ach, ach, ach!« – So sprechen, rufen, seufzen wir, wenn Unvorhersehbares über uns hereinbricht, durch das sich zugleich alles verändert. Nichts wird mehr so sein, wie es vorher war. Warum nur? Warum musste das passieren? Warum mir und warum gerade jetzt? Solches Sprechen, Rufen, Seufzen geht oft ins Leere. Vielleicht erwarten wir gar keine Antwort. Aber wir gestehen unsere Abhängigkeit, Angewiesenheit und Zerbrechlichkeit. Indem wir unsere Grenzen erfahren, greifen wir aber auch über sie hinaus. Sobald wir unsere Abhängigkeit fühlen, bewegt uns die Frage nach ihrem Woher. Wenn uns unsere Ohnmacht lähmt, heben auch wir die Augen auf zum Berg Zion: »Woher kommt mir Hilfe?« (Ps 121,1b)

VI Predigtschritte: Der Weg der Erlösung

Es ist eine großartige Vision, mit der Sacharja die aus dem Exil nach Jerusalem Heimkehrenden tröstet. Noch allerdings ist von der wunderbaren Zukunft, die er verspricht, nichts zu sehen. Der Retter ist eine zukünftige Gestalt. Doch es werden gerechte Verhältnisse entstehen. Ihr werdet Frieden finden, mit euch selbst, in euren Familien, mit euren Nachbarn, sogar auf dem ganzen Erdkreis. Eine Utopie ist das, die Vorstellung von einem Zustand, den alle sich erträumen und der doch keinen Ort zu haben scheint, in jeder Gegenwart nicht. Aber eine reale Utopie, keine bloße Fiktion! Immer wieder machen sich Menschen auf den Weg, diese Utopie zu verwirklichen, den Zion, die Stadt Gottes vor Augen. Was sie antreibt, ist ihre verwegene Hoffnung, den Ort zu finden oder selbst ihn schaffen zu können, an dem das Elend ein Ende hat und die Sehnsucht aller nach einem Leben in Frieden und Gerechtigkeit sich erfüllt. Dazu erzählt A die Geschichte der Kreuzfahrer aus dem Buch von Amos Oz.

Ich will die Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem hinzunehmen, das Evangelium zum 1. Advent (Mt 21,1-11), das Jesus als den von Sacharja verheißenen Friedenskönig beschreibt.

Die Menschen stehen jubelnd am Wegesrand. Sie erwarten den, der Israel erlösen, die Fremdherrschaft abschütteln und ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit errichten wird. Doch nichts geschieht. Die Begeisterung der Menschen kippt deshalb bald um in bittere Enttäuschung. Wir hören das Evangelium zum 1. Advent auch am Palmsonntag. Der Triumphzug, der die Erlösungshoffnung vieler auf sich zog, ist zum bitteren Weg ins Leiden und Sterben, zum Weg ans Kreuz geworden. Doch worauf sollen wir dann unsere Hoffnung setzen? Dann, wenn wir an unsere Grenzen geraten, unsere Abhängigkeit, Bedürftigkeit und Zerbrechlichkeit erfahren? Wo soll ich Trost finden, wenn selbst der, auf den ich meine Hoffnung richtete, schwach und elend ist und nicht einmal die

Kraft gewinnt, die Dinge für sich selbst zum Guten zu wenden? »Woher kommt mir Hilfe?«

Doch das eben ist die Pointe der grotesken Geschichte, die Matthäus erzählt. Sie lässt eine Ahnung davon in uns aufkommen, wie Gott auf uns zukommt, wie er da ist und mit uns geht, wie er bei uns ist im Leben und im Sterben. Gott kommt nicht von außen oder von oben. Er greift nicht machtvoll ein ins Weltgeschehen, auch nicht in unser eigenes Leben. Er ist da, wie er in diesem demütig auf einem Esel nach Jerusalem hinaufziehenden Jesus da war. Er ist da in dem unbedingten Vertrauen, das Jesus auf ihn gesetzt hat – auch dann und dort noch, wo nichts zu erfahren war von Gottes Macht und er sich schließlich ganz von ihm verlassen fühlte.

Auch wir werden in dieses Vertrauen auf den uns inwendigen Gott hineinfinden. Das kann damit anfangen, dass wir dem auf dem Esel nach Jerusalem hinaufziehenden Jesus nicht nur freudig zuwinken, sondern mit Jesus mitgehen, ja, recht eigentlich mit ihm eins werden. Dazu wiederum hilft uns ein anderes, nicht weniger populäres Adventslied, in dem wir ebenfalls jauchzen und uns freuen über den in Sanftmütigkeit daherkommenden Helfer, der all unsere Not zum Ende bringt – wo wir dann in der letzten Strophe nur noch bitten: »Komm, o mein Heiland Jesu Christi, meins Herzens Tür dir offen ist...« (EG 1, Strophe 5).

2. Advent

Jakobus 5,7-8(9-11):

Warten ... Ein Thema nicht nur im Advent



Samuel Lacher

I Eröffnung: Gegensätze

Die Predigtsituation des zweiten Adventssonntages ist eine besondere. Zunächst wird der Gottesdienst am Nikolaustag gefeiert. Der ein oder andere Familienmorgen war deshalb sicher schon vor dem Gottesdienst ein besonderer. Dann steht der Predigttext in dem von Luther so verachteten Jakobusbrief. Und im Text zeigt sich noch ein deutliches Gegenüber von Gegenwart und Zukunft, von Warten und Hoffen, Handeln

und Richten. Die Gegenwart der Gemeinde trifft auf die Vision vom zukünftigen Reich Gottes.

Zwei recht starke Pole sind auch im vorweihnachtlichen Alltag der Hörerinnen und Hörer zu erwarten. Auf der einen Seite ist da der Wunsch nach heimeliger Wärme, Gemeinschaft und Harmonie, auf der anderen Seite aber der Stress schier unzähliger Vorbereitungen. Auf dem Weg zur Predigt soll es um genau solche Gegensätze gehen. In den Blick kommen soll dabei, was in der adventlichen Zeit des Wartens wohlthuend und verändernd wirken kann.

II Erschließung des Textes: Geduld als Charakterzug

Die Predigtperikope befindet sich im Schlussteil des Jakobusbriefes. Im bisherigen Briefftext werden heftige Auseinandersetzungen zwischen Armen und Reichen in der Gemeinde beschrieben. Das führt den Verfasser des Briefes dazu, den Glauben aller Christen an das eigene Handeln zu binden. Wer an Gott glaubt, so die Botschaft, handelt nach dem doppelten Liebesgebot. Die Grenze zwischen Arm und Reich wird dann überwunden. All diese Gedanken stehen nun auch im Hintergrund des Predigttextes, der am Beginn eines zusammenfassenden und zuspitzenden Briefschlusses steht.

Innerhalb der Perikope zeigen die vielen betonten Imperative deutlich den ethischen Ton des Jakobusbriefes. Neben diesen Aufforderungen fällt der Blick zudem auf die von Gott verheißene Zukunft. Gegenwart und Zukunft zeigen sich als grundlegend unterschiedlich, aber doch aufs Tiefste aufeinander bezogen. Den Mittelpunkt beim Verstehen dieses Verhältnisses bildet die Aufforderung, »geduldig« zu sein (V. 7 u. 8). Dieser Geduld soll deshalb exegetisch nachgespürt werden. Der Verfasser beschreibt sie aus recht unterschiedlichen Blickwinkeln, nämlich (1.) durch ein Gleichnis, (2.) in der Identifikation der Geduld als ethische Grundhaltung, die (3.) in den Propheten ihr Vorbild hat, (4.) in der doppelten Verknüpfung mit der Gemeindesituation, (5.) im gemeinschaftsstiftenden Wesen und zuletzt (6.) in der verheißenen Belohnung.

1. Eine erste Annäherung an die Geduld erfolgt zunächst am Beispiel des Bauern, der sein Feld bestellt hat und nun auf die Ernte wartet. Ihn charakterisiert ein bleibendes Vertrauen »auf etwas, das sicher eintreten wird, aber nicht schon »morgen« (Mußner, 202). Dabei zeigt sich eine Parallele zu den in V. 10 eingeführten Prophetengestalten, die statt des Samens das Wort säen. Beide warten hoffend: der Bauer auf die Ernte und der Prophet auf das Kommen der göttlichen Herrschaft. Beide bleiben in dieser Zeit aber nicht passiv. Sowohl der Bauer auf dem Feld als auch der Prophet im Volk richten ihren Arbeitsalltag und damit auch ihre Lebensweise an der Verheißung aus. Sie arbeiten an der Veränderung der Gegenwart, um die Verheißung im Hier und Jetzt vorzubereiten. Und doch bleibt das eigentliche Wirken beiden entzogen – die Erfüllung der Verheißung liegt außerhalb der eigenen Gestaltungsmöglichkeiten.

2. Diese Eigenschaften kann der Verfasser des Jakobusbriefes nun auf die Gemeinde beziehen. Auch ihnen bleibt die Rückkehr Christi als Einlösung der Verheißung entzogen. Auch sie haben hierauf keinen Einfluss. Und trotzdem ist das geduldige Warten auf die Wiederkunft gekennzeichnet durch »höchst[e] ›Aktivität‹ im Sinne einer radikalen Verwirklichung des ›Wortes‹« (Mußner, 210). Die Zwischen-Zeit, also die Zeit zwischen Auferstehung und Wiederkunft, ist die Zeit, in der jeder Einzelne und die Gemeinde insgesamt in der Liebe Gottes Handeln sollen. Dabei geht diese Forderung über einzelne ethische Weisungen weit hinaus. Beschrieben wird hier eine innere Grundhaltung, eine moralische Einstellung, eine im Glauben gefundene Überzeugung. Das Leben der Glaubenden wird in tiefster Art und Weise bestimmt, was sich in unterschiedlichsten Taten zeigt.

3. In der Beschreibung dieser Grundhaltung zeigen sich deutliche Überschneidungen zu den alttestamentlichen Propheten, denn diese haben ihr Leben ganz und gar am Dienst JHWHs ausgerichtet. Eine solche Lebenseinstellung soll daher das Vorbild für alle Glaubenden darstellen: Denken und Handeln an der göttlichen Gemeinschaft auszurichten soll Fixpunkt des eigenen Lebens sein.

4. Diese Lebenseinstellung ist im Jakobusbrief doppelt verknüpft: *Zunächst* theologisch in der geforderten Einheit von Glauben und Werken (vgl. Jak 2,22.26). Denn der Glaube verändert das Leben und damit auch alles Handeln. *Dann* situativ in den Auseinandersetzungen der Gemeinde. Vor allem der Streit zwischen Armen und Reichen bedroht die Gemeinde von innen. Durch Taten, die im Glauben wurzeln, soll diese Situation verändert werden.

5. Die Zielrichtung der Geduld zeigt sich klar im negativ formulierten Imperativ: »seufzt nicht widereinander« (V.9). Dieses »gemeinschaftszerstörende [...] Fehlverhalten« (Frankenmölle, 686) nimmt zusammenfassend die Mahnungen des gesamten Briefes wieder auf. Gemeinschaft stiften, statt sie zu gefährden; in Gemeinschaft bringen, statt aus Gemeinschaft auszuschließen. Es leuchtet ein, dass diese Botschaft an anderer Stelle direkt mit dem doppelten Liebesgebot identifiziert wird (vgl. Jak 2,8).

6. Durch die Aufnahme der Hiobzählung kann der Verfasser zudem noch motivieren. Dort zeigt sich, dass das bleibende Festhalten an Gott belohnt wird. Und dies soll nicht nur Hiob, sondern auch den Gemeindegliedern gelten. Die Zukunftshoffnungen werden so zu einem starken Antrieb für die tätige Liebe in guten Werken. Gleichzeitig haben die Werke ihren Ursprung und ihren Grund nach wie vor im Glauben an Gott (vgl. Burchard, 203).

III Impulse: Zwischen Gegenwart und Zukunft

Als Zentrum der Perikope kann das aktive Warten als Lebenseinstellung beschrieben werden. Es gestaltet die Gegenwart und richtet sie auf die Zukunft aus. Von hier aus lassen sich mindestens drei verschiedene Schwerpunktsetzungen für eine Predigtgestaltung skizzieren: über die Fokussierung (1.) der heutigen Problemhorizonte in sozialen und kulturellen Unterschieden, (2.) des Nikolaustages und (3.) des Wartens im Advent.

1. Die Grundeinsicht der ersten Variante heißt: Das Geschenk des Glaubens verändert. Aus der unverdienten Annahme der ganzen Person verändern sich das Leben, die Wahrnehmung und das Handeln. Diese Veränderungen befreien dazu, andere Menschen ebenso anzunehmen. Unterschiede in Herkunft, Kultur, Besitz oder persönlichen Einstellungen müssen nicht mehr trennen, sondern können als ein gemeinsamer Schatz der Vielfalt in den Blick kommen. Die verbindende Liebe Gottes ist größer als alles, was trennt. Danach zu handeln ist unser gemeinsamer Auftrag. So kann das in der Zukunft liegende Reich Gottes schon hier und jetzt in Ansätzen erlebbar werden.

2. Der Dienst am Anderen ist gelebter Glaube. Gerade in Anknüpfung an den Nikolaustag und an die Legenden des Nikolaus von Myra kann die Liebe beschrieben werden, die den Nächsten wahrnimmt und sich voll und ganz für ihn einsetzt – hier eignen sich etwa die Legende der drei Goldklumpen oder das Kornwunder. Diese Liebe möchte über Grenzen hinweg wirken, um Gemeinschaft zu ermöglichen. Das ist nicht nur eine zentrale Botschaft des Predigttextes, sondern auch der anstehenden Geburt Christi.

3. Die Adventszeit ist die Zeit des Wartens und damit auch die Zeit der oben beschriebenen Geduld. Es bietet sich deshalb besonders an, die Zeit zwischen Jetzt und Dann, zwischen Welt und Himmel zu erkunden. Einen lebensnahen Vergleichsrahmen bietet eine erste erwartete und erhoffte Geburt. Noch viel stärker als in der Adventszeit wird in der Zeit zwischen Zeugung und Geburt die Gegenwart stark durch die Zukunft beeinflusst. Solche Formen von Veränderungen im Leben, die ihren Grund in der Hoffnung auf die Zukunft haben, zeigen sich auch im geduldigen Warten auf das Reich Gottes. Beide Perspektiven können so miteinander verbunden werden, um dieses Warten beschreibbar und nachfühlbar zu machen. Ein Predigteinstieg ist unten als Werkstück zu finden.

Als Fluchtpunkt aller Predigtzugänge bleibt die Hoffnung zu betonen, dass alles menschliche Handeln in Gottes Hand steht. Und dass Gott zu diesem menschlichen Handeln das Seine hinzugibt.

Werkstück Predigt (Einstieg)

»Ich bin schwanger!« Können Sie sich an diesen Moment noch erinnern? Oder können Sie ihn sich vorstellen? Egal ob Sie diesen Satz selbst gesagt oder ihn von ihrer Frau gehört haben, es ist ganz klar: Von jetzt an wird vieles anders. Das erste gemeinsame Kind. Aus dem Paar wird eine kleine Familie. Das ein oder andere Zimmer wird bald komplett anders aussehen. Die meisten Tage und Nächte auch. Es gibt einen neuen Mittelpunkt, der das gemeinsame Leben bestimmt. Können Sie sich an diesen Moment noch erinnern? Oder können Sie ihn sich vorstellen? – Der heutige Predigttext beschreibt die Folgen des Glaubens ähnlich tiefgreifend. Was das eine mit dem anderen gemein hat, darum soll es heute gehen.

Literatur: *Christoph Burchard*, Der Jakobusbrief (HNT), Tübingen 2000; *Hubert Frankenmölle*, Der Brief des Jakobus (ÖTK), Gütersloh 1994; *Franz Mußner*, Der Jakobusbrief (HThK), Freiburg im Breisgau/Basel/Wien 1981.

Gerald Kretzschmar



IV Entgegnung: Warten und Geduld haben es in sich

Warten heißt nicht, tatenlos herumsitzen, und Geduldigsein heißt nicht, vor Missständen die Augen zu verschließen. Warten und Geduldüben im Horizont der Wiederkunft Christi drängen in Taten, schon hier und heute aus der Welt eine bessere Welt zu machen. Diese Gedanken von A sprechen mich an. Gleichzeitig frage ich A zurück: Wie kann mir, wie kann unseren Zeitgenossinnen und Zeitgenossen dieses aktive Warten gelingen? Denn Warten und Geduld haben es in sich. Schnell fallen mir biografische Situationen ein, wo es gelungen ist, zu warten und geduldig zu sein; genau so schnell erinnere ich mich aber auch an Erfahrungen des Scheiterns. Meine Überlegungen zur Predigt kreisen daher um das Phänomen des Wartens. Und zwar in anthropologischer, aber auch in theologischer Sicht.

V Erschließung der Hörsituation: Warten und Geduld neu in den Blick nehmen

Weite Teile der Bevölkerung leben in der Adventszeit auf die Weihnachtsfeiertage zu. Der Modus dieser Wartezeit ist allerdings keiner der Besinnung: Das gesellschaftliche Leben ist von Hektik geprägt. Klassenarbeiten kurz vor Halbjahresende in den Schulen, Vorbereitungen für die Weihnachtstage in den Familien, noch fertig zu stellende Projekte oder Jahresabschlüsse im Beruf. Es herrscht Geschäftigkeit wie zu keiner anderen Zeit im Jahr. Und auch das gehört zu dieser besonderen Zeit: Der Blick auf die Zeit nach Weihnachten präsentiert schon die neuen »To-Do's«. Als existenzielle Lebenserfahrung, auf die sich die

Predigt bezieht, dient somit nicht eine besinnliche Adventszeit, sondern eher so etwas wie das Leben und Arbeiten in einem Hamsterrad, dem die Menschen in modernen Leistungsgesellschaften nicht enttrinnen können: ein Leben in Stress, unter Handlungsdruck und unter vielfältigen Anforderungen.

In diese existenzielle Situation spielt der Predigttext das Thema Warten auf eine bemerkenswert passende Weise ein. Der Verfasser des Jakobusbriefes hat nämlich kein lineares Verständnis von Warten in dem Sinn, dass ich auf etwas warte, das dann nach einer mehr oder minder langen Zeitspanne in Erfüllung gehen wird. Ihn beschäftigt nicht die Frage, wie seine christlichen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen angesichts einer Parusieverzögerung die Zeit bis zur Wiederkunft Christi gut und sinnvoll gestalten können (vgl. Burchard, 203). Vielmehr betrachtet der Verfasser des Jakobusbriefes das gesamte Leben als Wartezeit. Wenn er vom Warten spricht, stellt er sich die Frage, wie Christinnen und Christen ihrem Glauben im Leben Ausdruck verleihen können. Der theologische Bezugs- und Orientierungspunkt für eine christliche Lebensführung ist der Glaube an die ewige Gemeinschaft mit Gott in einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Der Verfasser des Jakobusbriefes stellt bei seinen Überlegungen zum Warten als Grundform christlicher Existenz die Kategorie der Geduld in den Mittelpunkt.

In meiner Predigt nutze ich den Kasus des zweiten Advents, um über das Warten und das eng damit verbundene Thema der Geduld nachzudenken. Warten und Geduld sind fester Bestandteil unseres Lebens. Leistungsfähigkeit und Aktivität sind nur möglich, weil es Zeiten des Wartens und der Geduld gibt. Doch Warten im Spannungsfeld von Geduld und Ungeduld kommt im Leben auf ganz unterschiedliche Weise vor. Lebenspraktisch machen Menschen mit dem Warten sowohl Erfahrungen des Gelingens, aber auch des Scheiterns (vgl. Josuttis, 13). So weit die anthropologische Sicht. Die theologische Perspektive integriert das anthropologische Ambivalenzphänomen des Wartens. Hier ist der Gedanke leitend, dass all unser Handeln, sei es in Geduld oder in Ungeduld, in Gottes Hand liegt. So gesehen gibt es aus theologischer Sicht kein richtiges oder falsches Warten. Am Ende werden nicht wir es sein, die unser Handeln zur Vollendung führen, sondern Gott. Denn Gott ist derjenige, der auf uns wartet, weil er mit Tod und Auferstehung Jesu Christi bereits an dem Ziel steht, an dem er uns nach unserem irdischen Leben in seine Arme schließen wird. Und das ganz unabhängig davon, wie viel uns im Leben gelungen oder auch misslungen ist. Dieses Warten Gottes befreit Menschen im Modus des Glaubens dazu, ihrerseits zu warten und geduldig zu sein – und das nicht nur im Advent. Warten und Geduld gehören zu den Ausdrucksweisen christlicher Existenz. Sie eröffnen die Möglichkeit, sich selbst, die Mitmenschen und die gesamte Schöpfung

verantwortungsvoll wahrzunehmen und entsprechend zu handeln. An dieser Stelle des Gedankengangs kommt das Weihnachtsfest ins Spiel. Es erzählt den Beginn der Lebensgeschichte Jesu, die davon handelt, wie Gott sich in Gestalt seines Sohnes ein Menschenleben lang geduldig Zeit genommen hat, in Liebe für uns Menschen da zu sein.

VI Predigtschritte: Warten und Geduld – der Versuch lohnt sich

Wenn der Gedankengang der Predigt dazu führt, dass die Hörerinnen und Hörer im dahindrausenden Alltag ein wenig häufiger innehalten und etwas geduldiger mit sich und anderen sind, dann ist das Ziel der Predigt erreicht. Die Predigt soll keine Phantasie einer schwärmerischen Gelassenheitskultur als einer dem christlichen Glauben perfekt entsprechenden Lebensform entfalten. Ich möchte lediglich zeigen: Wir können – sprichwörtlich gesagt – nur wachsen und gedeihen, wenn wir immer wieder im Leben geduldig warten. Dazu befreit uns Gott.

In meiner Predigt spreche ich den Advent als vorweihnachtliche Wartezeit an. Ich frage: Wie genau warten wir? Mein Resümee lautet: Wir warten sehr geschäftig, sehr ungeduldig.

Jetzt gehe ich auf den Predigttext ein. Ich schildere, dass es hier nicht um ein Warten geht, das ein baldiges Ende haben wird, sondern um Warten in Geduld als Kennzeichen christlichen Lebens.

Ich frage: Welche Erfahrungen machen wir in unserem Leben mit Warten und Geduld? Im Modus des exemplarischen Ich schildere ich ambivalente Erfahrungen, die Menschen mit dem Warten und der Geduld machen: zuversichtliches/hoffnungsloses Warten; Warten mit dem Gefühl der Sicherheit/verzweifeltes Warten; zum Ziel führende Geduld/zu lange Geduld; nützliche/schädliche Ungeduld usw.

Ich frage: Sprechen die ambivalenten Erfahrungen mit dem Warten und der Geduld nicht dagegen, im Leben überhaupt zu warten und geduldig zu sein? Mit dem Predigttext ermutige ich dazu, es mit dem Warten und der Geduld zu versuchen.

Als theologischen Grund für diese Ermutigung nenne ich Gottes Güte. Beim Warten und beim Geduldigsein müssen wir nicht perfekt sein. Es reicht, es immer wieder zu versuchen. Schon dadurch kann aus dieser Welt eine bessere Welt werden. Und am Ende sind nicht wir es, sondern Gott, der einen neuen Himmel und eine neue Erde erschaffen wird.

Am Ende der Predigt beziehe ich meine Predigtgedanken auf das bevorstehende Weihnachtsfest.

Werkstück Predigt (Schluss)

Vielleicht denken Sie jetzt: »Was hat diese Predigt mit Advent und Weihnachten zu tun?« Tatsächlich: Ich habe grundsätzliche Dinge über Warten und Geduld gesagt. Über Dinge, die man dabei richtig oder falsch machen kann. Ich habe über die Freiheit geredet, die Gott uns zum Warten und zur Geduld schenkt. Ich habe dazu ermutigt, im Alltag immer wieder ganz bewusst einmal zu warten und geduldig zu sein. Weil das Ausdruck unseres christlichen Glaubens sein kann. Weil es uns und unseren Mitmenschen gut tut. Was hat das mit dem Weg auf Weihnachten hin zu